

# Kleine Rundschau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **10 (1942-1943)**

Heft 7

PDF erstellt am: **12.07.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# KLEINE RUNDSCHAU

---

## Gerhart Hauptmann

*Zum 80. Geburtstag des Dichters*

Wenn am 15. November dieses Jahres Gerhart Hauptmann zum achtzigsten Male die winterlich verschneite Jahreszeit erlebt, so blickt er wohl kaum zurück mit dem wehmütigen Rufe des François Villon: „Mais où sont les neiges d'antan?“ — Der ehrwürdige Greis von Agnetendorf mit dem herrisch flammenden Profil und den mitleidvoll wissenden Augen gehört dem Leben, einem Leben voller Tragik, Hingabe und ewiger Wandlung. Dem Geschehen in Geist und Blut ist Gerhart Hauptmann nicht entrückt als olympischer Zuschauer. Sein Dichterherz, das glühendes Mitleid kündete, brennt weiter in den Geheimnissen der Seele, und der schöpferische Frühling blüht ungebrochen im Winter des Lebens. Der Dichter vermag es nicht, über den Trümmern unserer Tage ein Lerchenlied zu singen, seine „Iphigenie“ ist ein tragischer Gesang, angestimmt zu Ehren der Opfer, die vor ihren Altären fallen. Mitleid mit den Geopferten, — dieser Schrei hallte durch die Jahrzehnte seines Schaffens, hell, ungetrübt, weithin hörbar in allen Verwandlungen der Zeit und des eigenen Schaffens.

Schon der Jüngling sprang entschlossen in das Kampffeld einer gärenden Epoche. Das letzte Viertel des 19. Jahrhunderts hatte in der europäischen Literatur einen Zustand der Auflockerung, der Aufregung gezeitigt. In ernster Unerschrockenheit stellten Dichter wie Tolstoi, Zola oder Ibsen die persönliche, die sittliche Verantwortung ihrer Roman- und Dramenhelden unter das Gesetz der Natur. Alles Dasein, alles Tun war ein Gestossenwerden, ein Leiden, — nur die Gesellschaft war die einzig Handelnde, die einzig Verantwortliche. Die Zeitstimmung von 1885 bedeutete einen grossen Abschied vom metaphysischen Fühlen, ein Hineinstürzen ins Irdische mit seiner Unzulänglichkeit und seinem scheinbar geheimnislosen Ablauf von Geburt und Tod. Die Literatur stellte sich als ebenbürtige Schwester neben die Wissenschaft, forschte und entdeckte mit exakten Methoden und versuchte dem eng ans Milieu und an seine Erblast gebundenen Menschen Humanität zu erkämpfen. In diesen Streit der Geister um die Menschenrechte griff Gerhart Hauptmann ein und entfesselte mit seinem sozialen Drama „Vor Sonnenaufgang“, das 1889 unter der Leitung des kühnen Otto Brahm von der „Freien Bühne“ aufgeführt wurde, einen seelischen Aufruhr, der der Erschütterung gleichkam, die Ibsens „Gespenster“ er-

weckt hatten. In diesem Werke wetteiferte der junge Schlesier mit Ibsens psychologischem Realismus und Strindbergs ergreifender, anklägerischer Wachtraumsymbolik. Gleich den beiden grossen nordischen Dichtern blieb Gerhart Hauptmann nicht im naturalistischen Schaffen befangen. Hendryk Ibsen nimmt die romantische Erkenntnis von der Wandlungsfähigkeit der Seele in seine späten Werke auf, besonders in die Tragödie „Wenn wir Toten erwachen“ — und glaubt, dass die wahre Freiheit ein persönliches, ein ureigenes Erlebnis ist. Der Schwede August Strindberg beschwört die Urmächte der Seele in „Nach Damaskus“ und im „Traumspiel“ und wird der tragische Dichter seiner Zeitwende. Ebenso wenig verharrt Gerhart Hauptmann bei der ätzend-scharfen Darstellung elender Menschen, sondern betritt immer wieder die Gefilde des Transzendentalen, wo die grossen Gegensätze des Christlichen und des Dionysischen schöpferisch für ihn wirksam werden.

Schmerzhaft muss für den Jüngling das Erwachen aus der verträumten mystischen Stimmung seiner schlesischen Heimat gewesen sein, als er zum ersten Male Berlin begegnet, der fauchenden und stampfenden Grosstadt, deren immerfort sich steigender Rhythmus ein neues, bisher unbekanntes Lebensgefühl hervorbrachte, nämlich das Grauen vor dem alles zerfressenden Moloch, das Elend der Masse, die Angst vor der lebenszerstörenden Maschine. Eine ganze Jugend empfand das tragische Erlebnis der hungrigen Grosstadt, verzweifelt, naturalistisch, ein Erlebnis, das grell neben der abendlich funkelnden Schönheit brennt, die ein Hugo von Hofmannsthal impressionistisch in sein kultiviert barockes Wien hineinlegte. —

Die neue Qual, die die Zeitstimmung des ausgehenden Jahrhunderts gebiert, stellt dem künstlerischen Gewissen neue, drängende Aufgaben. Nicht die Kunst, sondern das Leben gibt die Themen auf. Die erschütternden Auseinandersetzungen der Gegenwart finden in der von Otto Brahm und Paul Schlenker nach dem Vorbild des Théâtre libre in Paris geleiteten „Freien Bühne“ gewaltigen Ausdruck. Der junge Hauptmann entschliesst sich für den Naturalismus nicht aus Neigung, sondern aus Mitleid, aus sozialem Pflichtgefühl. In Novelle und Drama, im „Bahnwärter Thiel“, in den „Webern“, im „Fuhrmann Henschel“, in „Rose Bernd“ wird der Dichter — Jahrzehnte hindurch — mit naturalistischen Menschengestaltungen die als notwendig erkannte Pflicht an den Erniedrigten und Beleidigten erfüllen.

Von Lebenskrisen aufgelockert, schenkt sich der Dichter dennoch seiner Traumwelt hin, die wie innerste Musik erklingt. So ersteht neben der dumpfen Qual einer Rose Bernd, neben der realistischen Gestaltung eines besiegtten Giganten wie „Florian Geyer“ das schmerzlose Hineingleiten ins Ewige, wie wir es im Sterben des armen Hannele miterleben; in die Sturmglocken der „Weber“ tönt die Magie der „Versunkenen Glocke“, und Nietzsches romantisches Herrengefühl vermählt sich im „Armen Heinrich“ mit einer christlich erhöhten Lebensfreude, die sich losreisst aus furchbarer Anfechtung und verzweifelter Gottesferne. Nur weil der Dichter sich treu blieb, wandelte er sich und

durfte — aus innerer Notwendigkeit — auf jedes Feld ein Kunstwerk legen. Den Naturalismus musste er entlassen, um in seinem Dichten der neuen Romantik oder dem Impressionismus Raum zu geben. Nichts hinderte ihn aber, die alten Wege wieder zu beschreiten, wenn die innere Stimme ihn dazu zwang. In seiner Traumwelt jedoch wuchsen die lieblichen Gestalten eines Rautendelein, einer Ottegebe, einer Pippa; sie tragen Märchensterne in ihrem Gewand, und ihre Nähe verwandelt die Welt in magische Dämmerung. Immer ist es ein Schweben und Verklären, das aufsteigt aus der brütenden Dumpfheit des Allzumenschlichen. Aus dem Schrei wird immer wieder Gesang. Klingt es nicht wie gläubige Hingabe an den neuerweckten dichterischen Genius, der schimmernd den Staub des Alltags abwirft, wie Hingabe an ein volles Leben auf höherer Daseinsstufe, wenn der Dichter den erlösten Heinrich jubeln lässt: „Gestorben! Auferstanden! Die zween Schläge schlägt der Glockenschwengel der Ewigkeit. Los bin ich von dem Bann! Lasst meine Falken, meine Adler wieder steigen!“

Der „Arme Heinrich“, dieser Mythos von Tod und Liebe, den der Dichter bei Hartmann von Aue gefunden hatte, wurde nach 700 Jahren in leuchtenden Jamben wiedergeboren. Die uralte dichterische Erfahrung von der Heilwirkung der reinen, opferbereiten Seele, der Kampf um die Neugewinnung eines innerlich gestalteten Lebens, erscheint uns wie das Sehnsuchtsbild einer gemarterten Epoche, die das Leben wieder einsetzen will in sein ewiges Recht. Die Stimme des Mitleids wird von einer neuen Verkündigung getragen, vom Glauben an die Unzerstörbarkeit des Lebens. In der Brust des Dichters erwacht das Heidenische mit unerhörter Stärke und blüht neben der christlichen Inbrunst von Hannele und Ottegebe. Gerhart Hauptmann gibt seiner neuen Sehnsucht nach und reist nach Griechenland. In Korfu lockt es ihn, Goethes Nausikaa-Fragment zu vollenden. Dann aber beginnt er ganz sich einzuschließen in die homerische Welt und dichtet den „Bogen des Odysseus“, der 1914 erscheinen wird. „Umgeben von Blumen, umtönt von lautem Bienengesumm fügt sich mir Vers zu Vers, und es ist mir allmählich so, als habe sich um mich her nur mein eigener Traum zur Wahrheit verdichtet...“ In Delphi ahnt er die Wucht der antiken Tragödie und schreibt im „Griechischen Frühling“: „Eine wahre Tragödie sehen, hiess, beinahe zu Stein erstarrt, das Angesicht der Medusa erblicken, es hiess, das Entsetzen vorwegnehmen, wie es das Leben heimlich immer, selbst für den Günstling des Glücks, in Bereitschaft hat. Der Schrecken herrscht in diesem offenen Theaterraum, und wenn ich bedenke, wie Musik das Wesen einfacher Worte, irgend eines Liedes erregend erschliesst, so fühle ich bei dem Gedanken an die begleitenden Tänze und Klänge der Chöre zu dieser Mordhandlung eisige Schauer im Gebein...“ Aus diesem Gefühl schuf er meisterlich seinen Odysseus und — zu Beginn des zweiten Krieges, den er jetzt erleben muss — die delphische Iphigenie, die reife Frucht des beinahe achzigjährigen Dichters. Beide Tragödien sind erfüllt von einer schroffen Wucht der Charaktere und des Schicksals, alles ist naturalistisch gesteigert, urtüm-

lich in Hass, in Furcht und Verzweiflung. Odysseus, das ist Nietzsches Herrenmensch, ein königlicher Grossbauer auf Ithaka, der heimkehrt nach einem turcntbaren Nachkriegserlebnis mit Irrfahrten und Todesnot, und der sich — gedemütigt, in der Gestalt des Bettlers aus dem eignen Hause gewiesen — aufreckt wie eine Urkraft der Natur. Unter Blitz und Donner nimmt er Rache an den Freiern, die sich dem Kriegsdienst entzogen und jahrelang Penelope prassend bedrängt haben. Dieser Odysseus ist ein Mythos der Natur und trägt chthonische Urgewalten in seiner Seele. Trieb und Kraft bedingen die Handlungen des heimkehrenden Seefahrers, der sein Schicksal nicht von den Göttern empfängt, sondern in der eigenen Brust trägt. Hauptmanns Odysseus, gleichsam nordisch verdüstert, verkörpert das heidnische Schicksals- und Lebensgefühl, das in der Antike gegensätzlich wirkte zum Traum von den olympischen Göttern. Aus der Verbindung von Hauptmanns humanistischen Wesenselementen und seiner naturhaften Bildnerkraft, aus diesem während der griechischen Reise in höchstem Masse sichtbar werdenden Zusammentreffen, ging der antike Odysseus neu hervor, als ein erdgebundener Dulder voll heisser Liebe zu einem erniedrigten, leidbedrückten Vaterland und als ein Mann voll wilder und dämonischer Kraft.

Der Odysseus ist ein Gipfel im Leben des Dichters. Masslose Anfeindungen, grösste Ehrungen wurden Gerhart Hauptmann bisher zuteil. Europa empfand ihn als den repräsentativen Meister deutscher Zunge. Tief trat der Weltkrieg den stillen Hausherrn von Agnetendorf. Der Dichter, für den ein Menschenleben, das erlöschen musste, schwerer wiegt als die gefährdeten Kunstschatze der Kathedralen, war seinem Volk am nächsten, als es litt. Die Nachkriegszeit bewahrte seinen Ruhm bis auf den heutigen Tag, gerade weil er nur den inneren Stimmen folgte und in den Erschütterungen der Weltgeschichte das Leid des Einzelnen erkannte und liebevoll umfasste. Für dieses weltumspannende Erbarmen zeugt auch — trotz des schroffen, dämonischen Geschehens — sein Alterswerk, die delphische Iphigenie.

Das Heidnische und das Christliche! — Aus diesem tragischen Zwiespalt, an dem Nietzsche zerbrach, sucht sich Gerhart Hauptmann von Werk zu Werk zu retten. Als höchste menschliche Lebensform erscheint ihm die Heiterkeit. Sie ward ihm nicht beschieden; wir finden sie weder in der religiösen Extase des Narren in Christo Emanuel Quint, noch in der heidnisch überlohten Tessinerlandschaft des Ketzers von Soana. Der Ketzer Francesco ist nicht denkbar ohne die sonnetrunckene, dionysische Landschaft am Luganersee. Des Dichters südliche Freude ist Goethes Italiensehnsucht verwandt, jedoch übersteigert in dem kreatürlichen Wunsche, es möge auf den Schlachtfeldern der Seele, aus der Schädelwüste der Gegenwart ein neuer, mächtiger Frühling wachsen mit Lorbeer, Oleander und berauschten Mimosen. In die deutsche Literatur ist der „Ketzer von Soana“ als expressionistische Meisternovelle eingegangen. Hauptmanns autobiographische Romane „Im Wirbel der Berufung“, „Buch der Leidenschaft“ zeugen von harten

Lebenskonflikten und unablässigem Ringen um die Probleme der Künstlerschaft. Gegensätzlich zum epischen Schaffen ertönen die letzten Dramen im Mollklang der Resignation, in einer Trauer „vor Sonnenuntergang.“ Der Zeitstimmung zollt der Dichter noch einmal Tribut mit der schmerzlichen Narretei des „Till Eulenspiegel“ (1928), einer monumentalen epischen Dichtung in Hexametern, die das seltsame Schicksal eines Kriegsflegers mit den seelischen Verwirrungen der Zeit verstrickt und das satirisch-phantastische Geschehen in einen tragischen Untergang auf den Höhen von Ponte-Brolla münden lässt.

Ergriffen überschauen wir noch einmal die Welt des Dichters, die das Idyllische und Heroische, die Eros und Christus in gewaltiger Spannung umfasst. Am tiefsten und am versöhnendsten offenbart sich Gerhart Hauptmann in den Frauengestalten, die die Süsse der ersten, stammelnden Sehnsucht einer Rautendelein und Pippa, die Opferfreude einer Ottegebe verkörpern dürfen und mit ihrer schöpferischen Unbewusstheit das Diesseitige überglänzen und adeln. Für den Dichter sind die Frauen nicht das verbrennende Zentrum des Daseins wie für Strindberg; aber vollendet erdichtete Gefässe, in die er der Erde Reichtum und Qual, die Verzweiflung der Geschöpfe und das mutige Verharren im Dienst an der Unzerstörbarkeit des Lebens bannte. Und alle diese Gestalten sind hineingestellt in das unendliche Blühen der Natur, in die der Mann, der Dichter, als Beschenkter, als Empfangender eintritt. Wie August Strindberg ist auch er für eine religiöse Inbrunst bereit, die die Wirrnisse des Daseins in lichtere Welten hebt. Wenn aber der grosse Schwede als der Weisheit letzten Schluss das „weisse Haus der Träume“ jenseits alles Irdischen erschaut, so kehrt Gerhart Hauptmann immer wieder zur Erde zurück, um in ihr die Erfüllung seiner Friedenssehnsucht, in ihr ein wahrhaft mitleidvolles, ein gesegnetes Dasein zu erhoffen. Darum bedeutet ihm das Dichterische die hohe Gnade und Verpflichtung, ein allgemein-menschliches Schicksal auszudrücken und hinter allen Menschenworten — das Urwort zu finden.

**Richard B. Matzig.**

## Die Stadt der Väter

*Roman von Robert Faesi*

Dass des Autors eigenstes Wesen in diesem Romane<sup>1)</sup> wirkt und lebt, dafür spricht allein schon der Stil, der sich vom ersten bis zum letzten Satze treugeblieben ist. Ich glaube kaum, dass ein Ausländer die Aufgabe mit gleicher Natürlichkeit, wie sie dem Schweizer Patri- ziersohn gelungen ist, hätte lösen können. Er hat nur einen Garderobewechsel vornehmen müssen, denn alles andere war ihm schon zu eigen, handle es sich dabei auch um den Besitz ererbter Erinnerungen.

Man weiss es darum sehr zu schätzen, wenn ein Romanstoff wie dieser nicht der Liebhaberei überlassen bleibt und zu Begabung und Freude am Stoff das tiefere Verantwortungsgefühl des Beheimateten hinzukommt. Darum wirkt auch der Reiz der Landschaft, die Szenerie des Städtebildes anders als nur von aussen her gesehen. Und der Leser irgendwo in der Welt, der nun dies Buch in der Hand hält, er wird nicht etwa ein Geschraubtes, ein von ungefähr Gelungenes nur anerkennen müssen, sondern deutlich fühlen: hier ist das zürcherische Sinnen und Trachten gleichsam als Naturgebilde zum Ausdruck gelangt. Und eine bessere Anerkennung eines historischen Schweizerromans vermag man einem Werke seiner Art wohl kaum auf den Weg mitzugeben. Dies wünscht man um so mehr, als der Verfasser in seinem Amte das Schöne und Edelgestaltete den jungen Hörern der Universität Zürich zu eigen gibt und der Masstab, den der Vortragende anwendet, nun der Hand der Jungen dies eine Mal unweigerlich überantwortet werden muss. Das Matrönlein und manch andere lebenswerte Gestalt findet auch noch heutigen Tags ihresgleichen und erinnert an Bilder von Landschaften, die in Wirklichkeit und in der Kunst dem Schauenden aufgezeigt werden können. Aber nur in dem einen oder andern Lande sind sie zu Hause, und nur der Pinsel der Natur und der malerische, oder aber der Wortpinsel der Kunst — nicht photographische Geschicklichkeit — lassen sie uns gegenwärtig werden. Darum freut es uns auch so von Herzen, wenn das Romanhafte Hand in Hand mit der Wirklichkeit gehen darf und wir die jüngere Schwester, die Kunst nämlich, von ihr nicht im Stich gelassen wissen. Erfahrungs- und Verantwortungsgefühl verleihen dem Buche den ihm gebührenden Ernst und auch die hochnotpeinliche Spannung, in die die Gestalten widerwillen versetzt werden, bleibt dem Leser — wie es nur recht und billig ist — ebenfalls nicht erspart. Aber schliesslich schenkt er der Ueberlegenheit, der waltenden, sein ganzes Vertrauen, und es bleibt gewiss auch der Schimmer erhalten, der dem 17. Jahrhundert eigen ist, der kostbare, ernstheitere, der wie ein Klang anmutet, der letzte Klang einer harmonischen Schöpfung.

**Regina Ullmann.**

---

<sup>1)</sup> Atlantis Verlag, Zürich-Berlin.

## Contre-Courant

Gegen den Strom erhebt ein Mann seine Stimme, das heisst gegen das Durcheinander von leeren Formeln, Meinungen, hinfälligen Begriffen, die der Epoche vor 1914 die Schuld an der heutigen Katastrophe zuschieben wollen. Henri de Ziegler spricht in seinen sieben Betrachtungen<sup>1)</sup> als Vertreter der ältern Generation (diese in mancher ihrer Auffassungen bekräftigend) zu der jüngern (die Schrift ist seinen Söhnen zugeeignet), damit sie von seinen Einsichten etwas zu ihrem Vorteil verwende. Es einige zu einem Ganzen diese Selbstgespräche die Sorge um das geliebte Land. Er entschuldigt sich wegen des Formfehlers, so häufig das Wort Freiheit zu wiederholen, aber dessen Gegenstand — Freiheit des Einzelnen, des Landes — schein ihm der leidenschaftlichsten Neigung, mehr als alles, wert. Was die Seele des Landes verletzt, was es von seiner Tradition abbringen möchte, das zwingt ihn zum entschiedenen Protest.

Der Krieg, dem die erste Betrachtung gilt, ist schrecklich, heroisch, gewaltig, wird aber (nicht nur für uns) mehr und mehr zur „guerre ennuyeuse“. „Genug“, sagt schon alle Welt, „genug des Leides, der Vergewaltigung, der Verzweiflung!“, weinend — oder dann gähnend. Schon werden die Zeitungsstrategen nicht mehr gelesen, bereits fehlt der Ansporn, das Geschehen überblicken zu wollen. Wir gedenken der täglich fallenden Hekatomben mit Teilnahme, aber schon nicht mehr mit Bewunderung. „Et jamais on se risqua de se détourner plus de la mort.“ Dagegen übt, was nicht Krieg ist, auf uns eine ausserordentliche Anziehung. Von unsern Freunden erwarten wir, dass sie uns von Gedichten, von Philologie, von Entomologie erzählen, von ihrem Garten, ihren Geschäften, nicht vom Krieg.

Der Krieg darf uns nicht niederdrücken, er geht seinen Weg und wird sein Ende finden. Wir haben darüber zu wachen, dass die Freiheiten, die man uns vorübergehend entzogen, von der Staatsgewalt nicht dauernd geknebelt bleiben, dass „la liberté en sommeil“ nicht schliesslich erstickt wird. Jetzt tut uns noch die äusserste Klugheit im Tun und Reden not. Die Massnahmen, die über uns verhängt sind, wir wollen sie willig tragen, doch fest entschlossen, diesen Zustand keine Stunde länger zu dulden, als es sein muss. Die Aufgabe ist die: ohne unsere Freiheit in der Liebe zu unsern Freiheiten leben und ihren Kult nicht ersterben zu lassen; des Opfers, das wir bringen, bewusst zu sein, und in dem Masse, wie wir uns nach aussen beugen, uns innerlich unnachgiebig zu bewahren. — Damit, dass uns die Schweiz als Grund und Boden bleibt, wäre sie uns noch nicht erhalten. Sie ist ja nicht ein beliebiges Land neben andern, sondern die Summe unserer Rechte und Freiheiten, gebunden an die Gestalt unseres Gebietes. — In dieser Stunde, da wir vom Drang zur Selbsterhaltung

<sup>1)</sup> Contre-Courant. A la Baconnière, Boudry.



wie besessen sein müssten, sieht der Verfasser vor allem die Jugend in Gefahr, den Ausnahmezustand für den normalen hinzunehmen. Sie kann sich dessen leichter begeben, was sie nicht in vollem Masse gekannt hat. —

„Insularité“ ist das dritte Kapitel überschrieben, darin der Verfasser die Tendenz, der Schweiz eine geistige Autarkie aufzuzwingen und sie im Rahmen eines kleinlichen Nationalismus zu konservieren, zurückweist. „Rien d'heureux, à mon sens, ne peut provenir du nationalisme“. Weit davon entfernt, aus ihrer eigenen Substanz leben zu können, bedarf die Schweiz vielmehr eines „Lebensraumes“, der die ganze Welt zu umfassen strebt. Das ist nicht wirtschaftlich, aber affektiv, aesthetisch, geistig zu verstehen. Wir glauben fest an das Zusammenwirken der Völker; wir haben es durch einen jahrhundertelangen Versuch auf unserem Boden erprobt. Der denkende Schweizer sieht in seinem Land eine imago mundi, ein Weltbild im kleinen. Unsere oekumenische Haltung ist die Voraussetzung unseres Bestehens; sie verträgt sich schlecht mit der Absicht jener, die uns raten, ohne sie verträgt unsern Garten zu bepflanzen, denn „la liberté des nations nous réjouit, leur esclavage nous consterne“. — „Un peuple a des caractères spécifiquement humains, qui ne se retrouvent jamais dans les sociétés animales.“ Ein Volk, das aus Individuen besteht, ist damit der Herde überlegen. Der Gefahr der Verherdung ist jedes Volk zuweilen ausgesetzt. Das römische war am Ende zur Herde geworden. Eine Menschen-Herde kann körperlich gedeihen, in Handel, Industrie, kollektiven Werken Grosses leisten; sie legt ihren Stolz in die Gleichartigkeit, und ihre Führer lenken und fantasieren ihre Grundinstinkte nach Belieben. De Ziegler befürwortet einen beherrschten Individualismus; dem Konformismus sagt er Kampf an, da er doch nichts sei, als Schlaf, Egoismus, Routine, Trägheit, Furchtsamkeit des Geistes und des Herzens. Nur wenn das Individuum sich besitzt und gutheisst, vermag es auch von seinem Tiefsten, das über sein „Ich“ hinausreicht, etwas zu erahnen. Das Gutheissen der Uniformierung auf allen Gebieten ist dagegen eine der bedenklichsten Auswirkungen des Krieges (so glücklich wir darüber sind, eine tüchtige Armee zu besitzen); „es soll nicht militarisiert werden, was nicht Militär ist“. —

Eine ganze Reihe von Uebelständen, die der Verfasser bespricht oder andeutet, sie bestanden nicht, oder nur in geringem Grade, in der Zeit vor 1914, deren sich nur die ältere Generation zur Genüge erinnert. „Douceur de vivre“, Freude, Stille, Behagen, ein oft irreführender, aber aufrichtiger Idealismus, Bewunderung grosser Kunst, Musik, Dichtung; offene Grenzen, eher Ueberschätzung als Geringswertung des Nachbarn — für alles das gab es damals Zeit und Gelegenheit, neben der ernsthaften Arbeit, die noch nicht den Charakter einer atemlosen Betriebssucht, einer auf Spitzenleistungen ausgerichteten heldischen Arbeitsschlacht angenommen hatte. War jene Zeit naiv? Es mag sein. Aber die heutige, mit ihren zusammengebissenen Zähnen, dem Kult der Rohheit und problemlosen Nüchternheit, des

tierischen Ernstes, ihrem Glauben an die Zahl, an volle Touren, Rekorde, Maschinen — ist sie nicht in fatalerer Weise naiv? —

Machiavelli, vor dem sich die „zukunftsfrächtigen“ Philosophen Sorel und Nietzsche verneigt hatten, regiert unsere unheilvolle Gegenwart. Der wenig anmutige Italiener hat indessen nur jenen politischen Realismus in System gebracht, den er bei Julius II und Cesare Borgia vorgefunden, seine Lehre aus den Tatsachen abgezogen. Er war geistvoll, scharfsinnig, überzeugter Patriot, doch nicht eigentlich Nationalist. Erst der absolute Nationalismus hat ihn zum Herrn der Stunde erhoben.

Schweizerisch wäre: sich überall umzusehen und umzutun, doch seinem Nächsten die gleiche Freiheit zu gönnen. Der Verfasser selbst möchte sich an dieser Stelle die Freiheit erlauben, zu staunen — darüber zu staunen, dass man Dinge lobe und preise, von denen die Schweiz längst Abstand genommen: den Geist der Eroberung und der Gewalt; eine politische Wendigkeit, die man nur als machiavellistisch bezeichnen könne; eine Gesinnung die, hätte sie häufiger die Uebermacht erlangt, eigener und aller freier Völker Untergang gewesen wäre. Anerkennen wir unter dem Namen Schweiz nicht etwas, was sie nicht ist, und wir halten aus diesem Grunde zur Schweiz, „car la Suisse dans sa petitesse, et avec tous ses défauts, nous permet seule d'être des hommes tout à fait“. — Eine Form des Machiavellismus ist der Nationalismus. Wie Cato vor Karthago, so eindringlich möchte man vor der nationalistischen Gefahr warnen, und wünschen, dass unserer Jugend ein Geschichtsunterricht erteilt werde, darin den Despoten nicht mehr Ehre erwiesen wird, als ihnen strikte zukommt. — Wir wollen den Staat weise und stark, doch aus unserer individuellen Existenz soll er ausgeschlossen sein. Der Mensch, gleichwohl welcher Nation, ist, wenn ihn der Staat nicht versklavt hat, in einem beträchtlichen Teil seines Wesens, vom Staate unabhängig. Wenn dieser sich anmass, das Denken zu bestimmen, so beansprucht er etwas, was nur Gott zukommt. — Die Schweiz will nicht allein und sie will nicht alles sein. Es war ihr vergönnt, eine menschliche Erfahrung zu machen, von der die Nationen einen Gewinn haben könnten. Die Schweizer träumen davon, dass man diese Erfahrung einmal nütze. Darauf beschränkt sich ihr Imperialismus.

— Der oben gegebene thematische Umriss bildet nur den Zettel von de Ziegler, vielleicht nicht durchaus neuem, Gedankengewebe (die Wahrheit ist nie völlig neu). Den Einschlag bestreitet eine Fülle überraschender Formulierungen, aufhellender Hinweise, kräftig gefärbter Nutzenwendungen, zwischen denen als Grundton die Erkenntnis aufklingt: Die wirkliche Ursache des Krieges ist nicht die „Unmoral“ der Vorkriegsjahre (wann gab es keine Unmoral?), es ist der künstlich zum Rausch gesteigerte Nationalismus.

Siegfried Lang.

## Pädagogik und Psychoanalyse

Es ist vielleicht noch als ein Zeichen einer versinkenden Zeit zu betrachten, wenn ein Büchlein<sup>1)</sup> sich als „Moderne Erziehung“ anbieten darf, das sie beinahe ausschliesslich mit den triebhaften Aeusserungen des kindlichen Daseins befasst, wie Lutschen, Nässen, dem Interesse für den Körper u. s. w. Wenn es sich auch im Untertitel als „Leitfaden zur Einfühlung in das Seelenleben des Kindes“ bezeichnet, so ist auch damit vor allem das triebhaft Unbewusste gemeint, ob es sich nun um Gefühlsbeziehungen zu Eltern oder Geschwistern oder gar um das Gewissen handelt. Es ist bestimmt ein Verdienst der Freud'schen Psychoanalyse, dass sie auf das grosse Ausmass solcher primitiver triebhafter Strebungen in den kindlichen Verhaltensweisen aufmerksam gemacht hat, für deren Verständnis wirbt und für eine gewisse Duldung solcher entwicklungsbedingter Zustände eintritt. Das ist auch historisch gesehen, der Beitrag der Psychoanalyse an die pädagogische Wissenschaft. Ihre damit um den Begriff des Unbewussten erweiterte psychologische Einsicht kann sich in den Händen begabter Erzieher recht fruchtbar auswirken, wenn auch anderseits das Chaos, das in vielen Köpfen angerichtet, und der Schaden, der dadurch verursacht wurde, nicht verschwiegen werden sollte. Gerade in den nur analytischen Kreisen sah man sich schliesslich durch die „Resultate“ dieses Verhaltens gezwungen, sich doch noch um die vielgeschmähte Erziehung zu kümmern, und neben den Begriff der Duldung wieder den der Forderung zu stellen, sodass heute beide Ansprüche vertreten erscheinen. Es ist nun aber die grosse Gefahr, dass dieses rein opportunistische Verhalten den Anspruch erhebt, als wirkliche Erziehung betrachtet zu werden. Und davor kann nicht eindringlich genug gewarnt werden. Erziehung war und ist in jeder ihrer Formen durch ihre Zielsetzung bestimmt, mag diese nun von ausserhalb abgeleitet oder über geschichtliche Entwicklungen bedingt erscheinen. Die psychoanalytische Pädagogik dagegen kennt keine eigentliche Zielsetzung, ausser dem höchst relativen Begriff der Anpassung und Einordnung, der sehr verschieden ausgelegt werden kann und auch tatsächlich ausgelegt wird. Die wirkliche Erziehung dagegen hat solche Kompromisse nie gekannt, im Gegenteil, sie hat sich immer wieder an den höchsten Kulturgütern der Menschheit orientiert, mochten diese in gewissen Zeiten auch praktisch noch so sehr in Frage gestellt sein. Diese Güter weiterzugeben, damit Menschen zu bilden und zu gestalten, und die kulturellen Werte dadurch auch selber zu erhalten, zu fördern und zu vermehren, das war und ist die vornehmste Aufgabe jeder Erziehung, die wirklich diesen Namen verdient. Und diese grundsätzliche Haltung muss hinter jeder einzelnen erzieherischen Handlung stehen, auch wenn wir uns mit kleinen Kindern und deren alltäglichsten Bedürfnissen zu beschäf-

<sup>1)</sup> Ada Berna-Citroen: Moderne Erziehung. Verlag Hans Huber, Bern.

tigen haben. Dann aber wissen wir, dass die wesentlichste Forderung jeder Erziehung eben doch Triebverzicht heisst, mit anderen Worten, dass wir den Anspruch erheben müssen, den Menschen aus dem was er ist, zu dem werden zu lassen was er sein soll. Und diese Idee des Sein-Sollenden ist uns eben so eingeboren, und auf geistigem Gebiete eine ebensolche Wirklichkeit wie das äussere Dasein. Dass über solchen Ansprüchen der einzelne Mensch gelegentlich überfordert wird, dass er dann häufig ganz versagt, und dass dies besonders in der Kindheit geschehen mag, darauf hat uns wieder die Psychoanalyse aufmerksam gemacht. Es bliebe ihr also noch die mögliche Aufgabe, zu zeigen, wie das nicht nur im konkreten einzelnen Fall, sondern allgemein durch eine der Tragfähigkeit einzelner Stufen und Typen besser angepasste Ausgestaltung erzieherischer Forderungen eher verhütet werden könnte. Wenn man aber auf diese Frage nach dem Wie der Erziehung, d. h. der Methodik der psychanalytischen Pädagogik, keine andere Antwort hat, als „so rationell und logisch als möglich“ wie es in dem Büchlein steht, so ist das nicht nur armselig, sondern obendrein noch völlig unverständlich. Wenn also auch grundsätzlich von der psychoanalytischen Pädagogik noch Beiträge zur erzieherischen Methodik erwartet werden könnten, so bleibt diese selbst trotzdem, so lange sie nur triebpsychologische Gesichtspunkte kennt, keine „Erziehung“ sondern höchstens eine „Technik der menschlichen Aufzucht.“ Würde eine solche aber auf naturwissenschaftlichem Gebiet so oberflächlich und flüchtig gehandhabt, wie das in der vorliegenden Schrift der Fall ist, so würde ein sofortiger Misserfolg nicht ausbleiben. Bei uns Menschen hat es leider etwas länger gedauert, bis uns nicht nur Oberflächlichkeit und Flüchtigkeit, sondern eine solche materialistische Welt- und Lebensauffassung an sich in unser heutiges Chaos und Elend versinken liess.

**G. Sigrist-Behn-Eschenburg.**

---

#### **Bezugsbedingungen:**

Einzelheft Fr. 1.50, im Abonnement Fr. 15.— (+ Porto Fr. 1.—)  
für 12 Hefte pro Jahr.

Ausland Einzelheft Fr. 1.80, im Abonnement Fr. 18.— pro Jahr.  
Erscheint jeweilen Mitte des Monats

---

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Walther Meier  
Redaktion u. Verlag: Fretz & Wasmuth A.G. Zürich, Akazienstr. 8  
Tel. 4 58 55, Postcheckkonto VIII 6031  
Inseratenverwaltung Akazienstr. 8 Zürich. Tel. 4 58 55  
Druck: Jak. Villiger & Cie., Wädenswil Tel. 95 60 60

*Printed in Switzerland*